

Das Pestgrab

Autor(en): **Segesser, Agnes von**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **58 (1954-1955)**

Heft 3

PDF erstellt am: **24.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-664719>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

DAS PESTGRAB

Ueber den kleinen Platz schlich eine magere, graue Katze. Mit trägen Schritten strebte sie lautlos den Mauern der uralten Kirche zu. Ehe sie um die Ecke verschwand, blinzelte sie zurück. Und genau gleich träge und schlau blinzelten zu beiden Seiten des Kirchenportals zwei kleine Löwen, auf deren Rücken seit vielen hunderten von Jahren das Gewicht der schlanken, frühromanischen Säulen aus rotem Vogesensandstein ruht. Ueber ihnen wölbt sich der entzückende Rundbogen des Kircheneingangs. Simse, Fenster und halbdefekte Figuren aber lenken den Blick aufwärts zu herrlichen, romanischen Türmen, deren edle Formen in wundervoller Einfachheit der Kirche von Ste-Foy ebenbürtig sind.

Der Mann, der eiligen Schrittes den kleinen, verträumten Platz überquerte, schien für all das heute keine Augen zu haben. Die grosse Aktenmappe unter den Arm geklemmt, strebte er der uralten Kirche zu; er durchmass den Raum bis zur Chorabschrangung. Dort hielt er inne, dort lärmten Schaufeln und klirrten Pickel. Es war der würdige Chanoine Dacheux, der Konservator der Kunstschatze von Seléstat, oder wie der Ort unter deutscher Herrschaft geheissen hat, Schlettstadt. Er beugte sich zu den emsig arbeitenden Männern nieder und fragte halb achtlos: «Nichts Neues?»

Doch einer der Maurer lächelte verstehend und bückte sich, um den Chanoine auf eine Reihe von Bruchstücken eines Kalkmörtelblockes zu weisen, welche sorgfältig zur Seite gelegt worden waren. Ein Blick genügte dem Gelehrten, um die Hohlformen zu erkennen; seine Züge wurden gespannt und sein Antlitz rötete sich plötzlich, denn der Instinkt des echten Forschers liess ihn spüren, dass er hier vor einem Geheimnis stand. Beinahe fiebernd und durchzittert von Entdeckerfreude, erteilte er Weisungen und Befehle. Mit äusserster Sorgfalt wurden die Fragmente gehoben und für das Ausgiessen zurechtgestellt. Der Chanoine wich keinen Schritt mehr von diesen Bruchstücken, bis sie ausgegossen und in seine Wohnung gebracht waren. Endlos schien ihm die Zeit, bis das Füllmaterial gehärtet war. Aber endlich liessen sich die Bruchstücke des Abgusses zusammenfügen und es stieg aus Schutt und Trümmern Erstaunliches

ans Licht des Tages. Es war die Büste einer Frau; ihr Antlitz zeigte sanfte, melancholische Schönheit und eine ebensogrosse Traurigkeit. Sie mochte um die vierzig Jahre alt gewesen sein; feines Linnen und Byssus-Stoffe, wie hochgestellte Persönlichkeiten sie ehemals trugen, umhüllten ihre Formen.

Nun stand der erstaunlich herausmodellerte Porträtkopf auf dem Studierfach des Gelehrten, der sinnend zurückgelehnt vor diesem Rätsel eines Grabes sass, das allgemein als Pestgrab galt. Chanoine Dacheux begann seine Gedanken zu ordnen, die unablässig um die Krypta der ehemaligen Prieuré von Ste-Foy kreisten. In dieser Kirche war eine Heiliggrabkirche entdeckt worden, eine genaue Nachbildung des heiligen Bauwerkes zu Jerusalem. Auf der Evangelienseite hatte man jene Bruchstücke gefunden, deren Negativform zur Rekonstruktion dieser Frauenbüste führten. Der Gelehrte erhob sich; wohl wusste er um die Erbauerin dieser Heiliggrabkirche, die Gräfin Hildegard von Ostfranken, Gemahlin Friedrichs von Büren. Aber er wollte die Daten und Angaben vor sich sehen. Denn wer war dann diese Tote gewesen, deren Bildnis vor ihm stand, und deren Rätsel eine unerhörte Spannung bedeutete?

Von einem Regale holte er sich einen Band; Blatt um Blatt legte er um, bis die Geschichte von Stamm und Geschlecht dieser Gräfin Hildegard vor ihm lagen. Name um Name betrachtete er, ihn auf mögliche Zusammenhänge prüfend. Sein Forscherinstinkt war hellwach... er würde die schöne Unbekannte zu bestimmen wissen. Da waren einmal die Eltern der Kirchenerbauerin Hildegard, darunter die Namen ihrer Kinder: Ottos, des Bischofs von Strassburg, Friedrich I., des Herzogs von Schwaben und des Elsass, geboren 1105. Dann folgten Ludwig, Walter, Conrad und Adelheid. Friedrich aber war der Gründer der Hohenstaufendynastie, und sein Enkel wird Barbarossa genannt werden. Eine Pestepidemie löschte damals schier das ganze Haus der Gräfin Hildegard aus.

Der Chanoine sieht sich vor unlösbaren Rätseln. Welcher von diesen Frauen gehörte dieses Antlitz? Ist es Hildegard oder Friedrichs Gemahlin, oder vielleicht die «vielgeliebte» Tochter Adel-

heid? Seine brennend-fragenden Augen hefteten sich wieder auf den Porträtkopf; allein der traurig-edle Mund blieb stumm. Hoheitsvoll ist das Haupt leicht geneigt; die Haare sind gescheitelt, ein Schleier bedeckt sie zum Teil nur. Die linke Hand hält einen feinen Behang und ruht ergeben auf der Brust. Ueber einem auf Willensstärke deutenden Kinn liegt die resignierte Linie eines geschlossenen Mundes, und über der starken Nase scheinen die Augen auf eine schmerzvoll-unabänderliche Tatsache herabzublicken.

Der betrachtende Gelehrte gerät mehr und mehr in den faszinierenden Bann dieser Physiognomie, es scheint ihm, als ob sie endlich doch noch sprechen müsste, als Strahlung über die Jahrhunderte hinab, als geheimnisvolle, seelische Anwesenheit in metaphysisch unfassbarer Verbindung mit dem Schauplatz eines von Grösse und Leid geformten Schicksals.

Der Abend war inzwischen über die ehemalige Reichsstadt Schlettstadt herabgesunken, und die Dämmerung verdunkelte die Studierstube des Chanoine Dacheux. Müde des Denkens und Sinnerens sank des Gelehrten Haupt unmerklich tiefer auf den Arm, der auf der Schreibplatte lag. Neben ihm stand in unbewegter Ruhe das Bildnis, das die Gruft in Finsternis und Grabesschutt bewahrt hatte. Und wieder einmal begab sich das Unerklärliche, dass die Tiefen einer Menschenseele Verborgenes zu empfangen vermochten, um es den Lebenden zu offenbaren, geschaut im Geheimnis des Traumes. Dem Schlafenden flüsterte die Stimme aus dem Jenseits das Ungewusste in

die Seele: «Ich bin nicht Friedrichs Frau, noch bin ich Hildegard. Die Pest hat sie alle dahingerafft, mitsamt meinen Brüdern Otto, Ludwig und Walter. In aller Eile wurden sie in Kalk bestattet. Nachdem ich sie alle, so gut ich vermochte, gepflegt und ihnen die Augen zugeedrückt hatte, war ich erschöpft vom Nachwachen und gebrochen von Schmerz. Mein Herz versagte sich dem Weiterleben; am leeren Sterbelager meiner Mutter sank ich um und war gesunden Leibes tot. Die dabei standen, wurden von der Furcht ergriffen und vermeinten, auch mich habe die Pest gefällt. Da warfen sie in panischem Schrecken auch meine sterbliche Hülle ins nämliche Grab, schütteten wieder eine Menge Kalk darüber und setzten weder Epitaph noch Inschrift auf meine Ruhestätte. Und dies ist nun des Rätsels Lösung: mein Antlitz ist nicht von Pestbeulen entstellt, denn mitten aus dem Leben bin ich abgerufen worden. Er wurde dir vergönnt, mein Abbild zu entdecken. So wisse denn, ich bin Adelheid gewesen, die von der Mutter Hildegard genannte vielgeliebte Tochter Adelaide. Und so vergeht der Menschen Macht und Pracht. Dahin ist unser gesamtes Haus der Hohenstaufen, der letzte hat auf dem Blutgerüst zu Neapel dafür gebüsst, was sein Geschlecht verbrochen.»

Die Büste dieser «femme inconnue» wird heute in der Bibliothek der Stadt Seléstat aufbewahrt; zu stiller Stunde mag es dann geschehen, dass Adelheid, die Stauferin, einen besinnlichen Beschauer ihr Geheimnis erahnen lässt.

Agnes von Segesser

« U N D E R L I E C H T »

Wer kennt das Wort noch: «Underlicht»? Es ist untergegangen samt der Sache, die es benannte. Heute, wenn es Abend werden will in der Stube, dreht man den Schalter und schon ist der Raum wieder taghell. Irgendeine unserer technisch vollkommenen, hervorragenden Glühlampen mit doppeltgewendelten Drähten, Volt und Ampère, leuchtet in jeden Winkel und in jede Ecke und entschleiern die Geheimnisse jener verlorenen blauen Stunden.

Einmal war es anders. Damals, als man noch Zeit hatte. Damals, als das punkt 17.35 Uhr, punkt 16.55 Uhr, noch nicht erfunden war, als man noch nicht punkt 17.30 Uhr die Kinderstunde und punkt

19.30 Uhr die Radionachrichten abhören musste. Damals, als man noch zwischen Tag und Abend eine halbe Stunde, eine ganze gar Zeit hatte, nichts zu tun — Underlicht!

Der Tag verdämmerte, und die Schatten des Abends begannen, die Stube einzudunkeln. Erst wuchsen sie aus den verborgenen Ofentritten, aus den Winkeln um den alten Lehnstuhl, um den runden Blumentisch, wo die hellgrünen Blattpflanzen in mattes Dunkelgrau hinüberwechselten; dann wurden die Wände grauer, die eichnerierten Kastentüren, über das Bücherregal mit seinen gedrehten Säulen breiteten sich graue, unsichtbare Schleier und verhüllten die Appenzeller Kalender, die er-